



Mährisches Blatt.

Nr. 27.

Samstag

den 7. Juli

1832.

Vom Einfluß der Musik auf Menschen und Thiere.

Jedermann weiß, wie mächtig die Musik auf den moralischen, ja auf den physischen Menschen wirkt, daß sie der Luftzug ist, welcher der Aeolsharfe der menschlichen Gefühle die mannigfaltigsten Töne entlockt; schon die Alten wußten dieß, ja sie hatten noch einen unendlich höhern Glauben an die Wunderkraft der Töne als wir, wie denn auch die Musik bei ihnen eine weit umfassendere, für uns ziemlich räthselhafte Rolle spielte. In ihren Geschichtsbüchern fehlt es, vom wunderbaren Sänger Orpheus an, dem Felsen und Bäume nachliefen, nicht an Beispielen von Wundern, welche die Musik gewirkt. Damon, ein Musiker aus Milet, hatte durch sein Spiel auf der Flöte im phrygischen Versmaß von Wein erhitzte Jünglinge zur Wuth entflammt; Salen befahl ihm, das Versmaß zu wechseln und dorisch zu spielen; alsbald verwandelte sich bei den Jünglingen die heftigste Aufregung in die vollkommenste Ruhe. Timotheus, aus derselben Stadt, hatte die Gefühle seiner Zuhörer vollkommen in seiner Gewalt; so reizte er Alexander den Großen zur Wuth und beruhigte ihn wieder eben so schnell. Terpander dämpfte durch Musik einen Aufruhr, Ulysses wird von Phemius entwaffnet, Pythagoras sieht einen Jüngling, der in der Wuth darüber, daß seine Geliebte einen Nebenbuhler bei sich eingelassen, das Haus derselben in Brand stecken will; er war durch Musik so weit gebracht worden, daß er heißt Pythagoras den Flötenspieler das Versmaß wechseln und im zweitactigen Spondeus spielen; der ernste Tact bringt den Wüthenden alsbald wieder zu sich.

Wir lassen uns in keine Abhandlung über die Mu-

sik der Alten ein, über die berühmten Versmaße, das phrygische, äolische, lydische, dorische, von denen uns die Gelehrten so viel zu erzählen wissen, über das Verhältnis der Musik zu der eigenthümlichen Organisation und Cultur der Griechen; wir bemerken nur, daß es in der alten Geschichte der Musik bei allen Völkern keineswegs an ähnlichen, ja noch erstaunlichern Wundern fehlt, als die erwähnten; sie beweisen alle blos, wie schwer es durchaus dem Menschen wird, in den Grenzen der Wahrheit zu bleiben. Die Chinesen fühlten sich im achtzehnten Jahrhundert tief gekränkt, daß ihre Musik auf den Missionär Amiot, der ein guter Musiker war, so gar keinen Eindruck machen wollte, und sagten zu ihm: »Die herrliche Musik unserer Vorfäter ist in unsern Tagen gar sehr aus der Art geschlagen; sie erregten mit ihren Gesängen nach Gefallen jede Leidenschaft; aber wir verstehen es nicht mehr; zu der Seele zu sprechen.« Wie zauberisch auch Orpheus Leyer wirken mochte, sie war nichts gegen die Ragas oder alten hindostanischen Lieder. Mia-Tusine, ein wunderbarer Sänger zur Zeit des Kaisers Akber, sang, so erzählt die Geschichte, eine solche Raga, welche für die Nacht bestimmt war, bei Tage, und so ungeheuer war die Macht seiner Töne, daß die Sonne verschwand und tiefes Dunkel den Pallast umging, so weit seine Stimme drang. Ein anderes Lied der Art hatte die sonderbare Eigenschaft, daß es Denjenigen, der es sang, verbrannte. Der Kaiser Akber hieß einen seiner Musiker bis an den Hals ins Wasser gehen und es so singen; der Unglückliche hatte kaum die magischen Noten intonirt, so schlug ihm die Flamme aus dem Kopf und verzehrte ihn.

Indessen auch in unsern Tagen sind unsere Dilettanten nicht die einzigen, welche, die Augen verdrehend,

teppelnd und den Tact zu der Arie einer Primadonna falsch schlagend, lebendig Zeugniß von der Allgewalt der Musik ablegen; so lesen wir bei einem alten Franzosen, als einmal ein kriegerisches Stück von Claudin, dem jüngern, Musikmeister im Dienste Heinrichs IV., bei Hof ausgeführt wurde, sei ein alter Edelmann ordentlich in Wuth gerathen und mit gezogenem Degen auf die Gesellschaft losgegangen; alsbald aber habe der Künstler mittelst eines andern Stückes von sanftem, lieblichem Character dieser Ekstase ein Ende gemacht. Dieß schmeckt nun ganz nach Pythagoras und Galen. Ueber die Musik der Griechen, von der wir nichts mehr wissen, kann man fabeln, soviel man will; aber jenes Claudins Werke haben wir noch; sollte man etwa den Versuch damit machen wollen, so stehe ich der ganzen Zuhörerschaft für ihr Leben.

Die Musik nimmt bekänntlich ganz vorzüglich die Gefühlsseite in Anspruch. Nach Homer, Plato, Shakespeare sind Menschen, welche kein Gefühl für Musik haben, unvollkommene Wesen. Dieß mag im Allgemeinen schon wahr seyn; indessen ist dieser Mangel der Organisation häufiger, als man glaubt. Abgesehen von der natürlichen Anlage für Musik, hängt der Eindruck, den sie auf das Individuum macht, ganz besonders von der Erziehung ab. Nicht selten kommt es vor, daß Menschen von Verstand und Bildung die Musik nicht nur kein Vergnügen, sondern daß sie lediglich keinen andern Eindruck auf sie macht, als jedes Geräusch. Durch Uebung steigert sich die Empfindlichkeit der Organe, und was von den Individuen gilt, gilt auch von ganzen Völkern.

Die Alten schrieben der Musik eine außerordentliche Heilkraft zu, und bis auf die neuere Zeit, bis auf die Gründung der eigentlichen Physiologie haben die Aerzte, freilich meistens auf die Autorität der Alten, über ihren Einfluß auf Umstimmung der Lebenskraft und damit Heilung der verschiedensten Krankheiten, Sinn und Unstän zu Tage gefördert; ja in den jüngsten Tagen ist in Paris bei Gelegenheit der Cholera neben dem Kanonendonner auch die Musik zur Sprache gekommen. Mit Erfolg ist sie wohl bloß gegen Geisteskrankheiten und Melancholie als Heilmittel angewandt worden. Die Geschichte bewahrt in dieser Hinsicht manchen artigen Zug auf. Die Fürstinn Belmonte hatte ihren Gemahl verloren; ein Monat war vergangen und noch hatte sie keinen Laut der Klage hören lassen, keine Thräne vergossen; eine fürchterliche Last drückte ihren Busen, sie war dem Tode nahe. Gegen Sonnenuntergang trug man die Kranke in ihre herrlichen Gärten, aber die Natur hatte keinen Reiz für sie, sie fand in ihrem Anblick nichts weniger als Erleichterung. Raff, damals der größte deutsche Sänger, war eben in Neapel und besuchte zufällig die be-

rühmten Gärten von Belmonte. Eine Kammerfrau der Fürstinn erfuhr dieß; sie kam auf den Gedanken, mit der Musik einen Versuch an ihrer Gebieterinn zu machen, und bat Raff, in der Nähe des Boskets, in welchem sie saß, etwas zu singen. Er ließ sich bereitwillig finden und wählte eine Arie von Rolli, die mit den Worten anfängt: *solitario bosco ombroso*. Die reine, schmelzende Stimme, die einfache, aber höchst ausdrucksvolle Melodie, die Worte, die zu der Umgebung und auf die Verhältnisse so ganz paßten — Alles dieß wirkte so mächtig auf die Fürstinn, daß ihre Thränen reichlich strömten; sie flossen mehrere Tage ohne Unterbrechung, und die Kranke war gerettet. — Unbekannt ist die Anekdote von der Geistesverwirrung Philipps V. von Spanien und seine Heilung durch Farinellis herrliche Stimme; die Kur ist wohl kaum so wunderbar, als das Glück, das der Kastat dadurch machte, indem er nicht nur bei Philipp erster Minister wurde, sondern es auch unter drei Regierungen blieb.

(Fortsetzung folgt.)

Colonisation Algier's.

Algier ist ein herrliches Land; mit leichter Mühe, und in höchstens zwei Jahren könnte die ganze Ebene in einen Fruchtgarten verwandelt, und das Land mit einem Regimente Artillerie und 200 Gensd'armen regiert werden, vorausgesetzt, daß die europäische Bevölkerung so stark wäre, um 6000 Waffenfähige zu liefern, die in eine Nationalgarde geordnet würden. Jetzt gibt es ungefähr 2500 bis 3000 Franzosen dafselbst.

Drei Stunden weiter, wenn man der Meeresküste bis an das Vorgebirge Matifouy folgt, findet man zwischen dem Meere und dem Gebirge eine wunderherrliche Ebene. Obgleich in diesem Augenblicke die Erde todt ist, so bedecken diese Ebene dennoch alle Arten von Früchten, Gemüsen, Hanf und Wein. Man kann nichts Kräftigeres und Schöneres sehen. Die nicht bebauten Theile sind mit dichtem Grase bedeckt, das alle Jahre verdorrt und sich wieder erneuert. Die Gegend von Avignon, Camargue u. s. w., als die fruchtbarsten im südlichen Frankreich bekannt, stehen der Fruchtbarkeit dieser Ebene weit nach. In Algier kann man auf allen Feldern, die der Bewässerung fähig sind, zwei Mal ernten. Alle Tage kommen Europäer an, und 9 Zehnthelle davon errichten: Kaffeehändler, Kaufläden u. s. w.; aber die Handwerker und Arbeiter fehlen; es mangelt an Maurern, Schlossern, Tischlern, Malern, Schmiden u. s. w. Die geringsten Arbeiten, die man machen lassen will, sind deshalb sehr theu-

er und schlecht. Man braucht nicht bloß Gesellen, sondern auch Meister, und diese würden glänzende Geschäfte machen. Auch Landbebauer würden willkommen seyn, nur müssen sie an ein hartes mühseliges arbeitsames Leben gewohnt seyn.

In Algier ist alles theuer; auch die neu angekommenen Waaren werden theuer verkauft. Artikel zum Gebrauche der Frauen sollte man nicht einführen; Luxusgegenstände werden nicht gekauft, aber Waffen, kleine Spiegel, gewöhnlich kurze Waaren, Stiefeln, tännene Bretter, Stühle und gemeines Küchengerath würden starken Absatz finden. Das Waschen und Bleichen ist hier eine wichtige Sache; es gibt nur einige spanische Wäscherinnen, welche sich ihre schlechte Arbeit zweimal theurer als gute bezahlen lassen. Ein Paar Stifel kosten 25 Francs (9 fl. 22 1/2 kr.) Dieß wird so lange dauern, bis die Ländereien besser bearbeitet sind und kein Mangel an Handwerkern ist. Vor dem Einrücken der französischen Armee war alles wohlfeil, weil man nicht viel brauchte; jetzt ist alles theuer, weil der Verbrauch, nicht aber auch die Production in gleichem Verhältnisse sich gesteigert hat.

M i s c e l l e n .

In London ist gegenwärtig das Gerippe eines ungeheuren Wallfisches in einem dazu eigens errichteten Gebäude zu sehen, zu welchem das Publicum fortwährend in zahlloser Menge strömt. Dieses seltene Thier wurde vor mehreren Jahren nicht weit von Ostende von einigen Fischern todt gefunden, und nicht ohne große Mühe durch die Kräfte von drei wohlbemannten Booten auf die Sandbrücke unfern der Mündung des Hafens von Ostende gebracht, daselbst secirt, und sodann skelettirt. Die ganze Länge des Gerippes beträgt über 94 Fuß, und die Breite 18. Der Kopf allein hat 22 Fuß Länge, also vier Mannslängen, und der Umfang des Schwanzes ist 23 Fuß. Das ganze Thier wog, als es gefunden wurde, über 480,000 Pfund, und das Skelett wiegt jetzt noch 70,000 Pfund; der aus dem Fett gewonnene Thran betrug 40,000 Pfd. Mehrere berühmte Naturforscher, unter ihnen auch der kürzlich verstorbene berühmte Franzose Cuvier, sind der Meinung, daß dieses Seeungeheuer, wie man bis jetzt noch kein ähnliches gesehen, wenigstens 900 — 1000 Jahre alt gewesen seyn müsse, und geben als triftigen Grund für diese Behauptung an, daß die Knorpeln an den Seitenfloßen ganz verknochert und zu festen Knochen geworden sind, wodurch das hohe Alter des Fisches allerdings fast außer Zweifel gezogen wird. Das Gerippe ruht jetzt auf einem Gerüste, welches

ganz von Eisen verfertigt worden ist, und Jedermann, der dasselbe zum erstenmale erblickt, wird auf das höchste überrascht, und kann nur nach und nach von seinem Erstaunen zurückkommen, in das er durch diesen Anblick versetzt wird. Namentlich sind es die ungeheuren Brustfloßen, die man gewissermassen eine Hand mit vier Fingern nennen könnte, welche die Blicke der Wissbegierigen zuerst auf sich ziehen. Die Floßfedern des Wallfisches bestehen nicht aus straffen Fasern, wie bei den gewöhnlichen Fischen, sondern aus Knochen und Muskeln, wie bei den Vorderfüßen fast aller Säugthiere. In den Bauch des Gerippes führt eine hängende Treppe, woselbst man auf den Rippen, Stühle zum Sitzen vorfindet, so wie Tische mit naturhistorischen Büchern, um sich angenehm unterhalten zu können.

In England hat die Admiralität Versuche mit einem neuen Taucher-Apparate anstellen lassen, der eben so sehr durch seine Zweckmäßigkeit als Einfachheit ausgezeichnet befunden wurde. Der Taucher steigt auf einer Leiter ins Wasser hinab, und kann geraume Zeit unter demselben verweilen. Dieser Apparat besteht in einem metallenen Helme mit zwei Schläuchen, die zu einer Luftpumpe hinaufführen, durch die beständig Luft zugeführt wird. Zwei Gläser an der Stelle der Augen lassen den Taucher bequem Alles sehen. Seine Kleidung besteht bis auf die Handschuhe aus einem wasserdichten Zeuge, unter welchem der Taucher eben so trocken als warm bleibt, wie es sich nach angestelltem Versuche auswies, als man dem Taucher Helm und Gewand abnahm.

Bekanntlich gehörte der sogenannte Sancy-Diamant, der eine der kostbarsten Pierden der englischen Schatzkammer bildet, ursprünglich Carl dem Kühnen, der ihn im Jahre 1477 vor Nancy mit dem Leben verlor. Ein Schweizer, der den herrlichen Edelstein fand, verkaufte ihn, seines Werthes unkundig, an einen französischen Edelmann, Namens Sancy, in dessen Familie er fast ein ganzes Jahrhundert blieb. Nicht so bekannt ist vielleicht das fernere Schicksal dieses Juwels. König Heinrich III. hatte einen Sancy als Befehlshaber seiner Schweizertuppen in Diensten, und schickte denselben nach der Schweiz, um neue Mannschaft anzuwerben. In der Zwischenzeit wurde König Heinrich von einer Partei bedrängt, und sah sich genöthigt, um die gegen die Schweizer eingegangenen Verbindlichkeiten zu erfüllen, bei der Familie Sancy das erwähnte Kleinod, zu entlehnen und an die Schweizer zu verpfänden. Sancy vertraute den Diamant einem treuen Diener, um ihn an den Ort seiner Bestimmung zu bringen. Allein der Mann und der Edelstein ver-

schwanden, und Niemand wußte zu sagen, was aus ihnen geworden. Der König machte Sancy Vorwürfe, daß er ein so kostbares Kleinod den Händen eines Dieners anvertraut habe; aber Sancy, im festen Vertrauen auf die Treue seines Dieners, setzte seine Nachforschungen fort, aus denen sich zuletzt ergab, daß der Bote von Räubern überfallen und ermordet, und seine Leiche in einem Walde begraben worden sey. Sancy ließ die Leiche ausgraben und öffnen, und siehe da, der Diamant fand sich im Magen des treuen Dieners, der ihn verschlungen hatte, um ihn nicht in die Hände der Räuber fallen zu lassen. Das Kleinod, jetzt ein Kronjuwel Englands, ist seitdem unter dem Namen Sancy-Diamant bekannt.

Im März d. J. wurde in einer Entfernung von 100 Werst, unweit Moskau, das Feld am Dorfe Kurzanova beinahe 2 Zoll hoch und in einem Umkreise von 30 — 100 Quadratsfaden mit einer Substanz bedeckt, die in Gestalt des Schnees, aber von gelblicher Farbe, aus der Luft fiel. Diese Substanz bestand beim ersten Anblicke aus Flocken, die sich fast wie Baumwolle anfühlten, löste sich aber, nachdem man sie einige Zeit in einem Glase aufbewahrt hatte, vielleicht durch die Vermischung mit den Wassertheilen des Schnees, mit denen zugleich man sie gesammelt hatte, in eine Art von Harz auf, welches die Farbe des Bernsteines, die Dehnbarkeit des Gummi-Elasticum und einen Geruch von gesottentem Oehl und Wachs hatte. In ihrem primitiven Zustande entzündete sich jene Masse bei Annäherung des Feuers, und gab neue Flammen gleich brennendem Branntweingeiste, in ihrer harzigen Form aber begann sie in der Nähe des Feuers zu fochen.

Jemand, der unlängst auf der Manchester und Liverpool Eisenbahn mit einer Schnelligkeit von 24 englischen Meilen in einer Stunde dahinslog, bemerkte, daß eine von jenen kleineren Hummeln, die man *Apis subinterrupta* nennt, eine Zeit lang mitflog, und immer zur Seite des Dampfswagens blieb. „Man könnte sogar sagen,“ bemerkt jener genaue Beobachter, „daß unsere kleine Reisefährtin um Vieles schneller flog als wir, da sie uns nicht in gerader Linie, sondern in jenem Zickzack folgte, wie man es bei Insecten, die von Blume zu Blume fliegen, sehen kann. Auch einige Fliegen verschiedener Art besuchten uns dann und wann, ohne sich unserer schnellen Fahrt wegen etwas mehr im Fluge anstrengen zu müssen; vielmehr, wenn es ihnen beliebte, flogen sie einige Morgen weit vor-

aus, oder hielten sich schaukelnd auf einem Punkte; obgleich sie manchmal, wenn entweder ihre Kräfte nachließen, oder ihnen unsere Gesellschaft nicht mehr behagte, weit hinter uns zurückgeblieben waren. Bemerken muß ich noch, daß der Wind uns so stark entgegen blies, daß ich oft nur mit Noth meinen Hut auf dem Kopfe behielt. Unter diesen Umständen, bei dem heftigen Gegenwinde und dem Zickzackfluge dieser Insecten schloß ich, daß die locomotive Kraft derselben in einer Stunde nicht weniger als 30 oder 40 Meilen betragen müsse. Wenn man diese gewaltige Muskelkraft ihres zarten Körperbaues erwägt, wie gering erscheint dagegen Alles, was die Wissenschaft in dieser Art durch mechanische Mittel zu bewerkstelligen vermochte.“

Der englische Courier zeigt an, daß man in Kurzem auch auf den gewöhnlichen Heerstrassen, nicht bloß auf den Eisenbahnen, Dampfswagen zum Transport von Reisenden und Waaren angewendet sehen werde. Ein Wagen dieser Art, mit 60 Pferde-Kraft und von nicht mehr als 3 1/2 Tonnen Gewicht, der Dampfessel und die Feuerung mit eingerechnet, ist zu diesem Zweck in Birmingham angekauft worden. Die Räder sind sehr breit, um die Strassen möglichst zu schonen, und um die Fahrt recht sanft zu machen; ruht der Wagen auf Federn. Der Dampfessel ist gegen jedes Zerspringen gesichert. Der Wagen kann sich um sich selbst herumdrehen, und ist sehr leicht zu lenken. Man rechnet, daß dieser Dampfswagen von London nach Birmingham und zurück, mit 10,000 Kilogrammen Waaren oder 200 Personen, 12 Stunden brauchen wird.

Zweisylbige Charade.

Dürfte ich die erste wähen,
Nach des Herzens frohen Sinn,
Ohne mühsam mich zu quälen,
Müßte mir mein Stück erlösh'n.
Doch des Mißgeschickes Laune
Hält mich in der zweiten fest,
Gleich dem unfolgsamen Saune
Weschen Pan nicht schwärmen läßt;
Doch sei stets des Ganzen Bierde
Meines Geistes Eigenschaft;
Trage jede ernste Würde
Mit des Muthes Niesenkraft.

G. Karpeler.